Wallraff | Im Einsatz für Aufklärung und Menschlichkeit

Günter Wallraff

Im Einsatz für Aufklärung und Menschlichkeit

Existenzielle Erfahrungen und Ermittlungen

Ausgewählt von
Günter Wallraff und Karl-Heinz Göttert

Mit Nachworten von
Volker Weidermann und Cem Özdemir

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14313
2022 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Für sämtliche Texte mit Ausnahme des Anhangs:
Copyright © Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck,
Bergerstraße 3–5, 86720 Nördlingen
Printed in Germany 2022
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-014313-1
www.reclam.de

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C019821

Inhalt

Protokoll aus der Bundeswehr 9

»Sinter zwo« – im Stahlwerk 18

Die Judenehrung von Paderborn
»Baun wir doch aufs neue das alte Haus« 26

Ab nach Goddelau
Als Alkoholiker in der Psychiatrie 36

Wiederaufnahme einer Verfolgung 44

Napalm? Ja und Amen 53

Unternehmerfreiheit oder die »uferlosen
Entgelterhöhungen in Heimarbeit« 61

Brauner Sud im Filterwerk
Melitta-Report 68

»Das Gesetz bin ich« 77

»Gastarbeiter« oder der gewöhnliche Kapitalismus 83

Gerling-Konzern
Als Portier und Bote 92

Fürstmönch Emmeram und sein Knecht Wallraff 101

Die Griechenland-Aktion 108

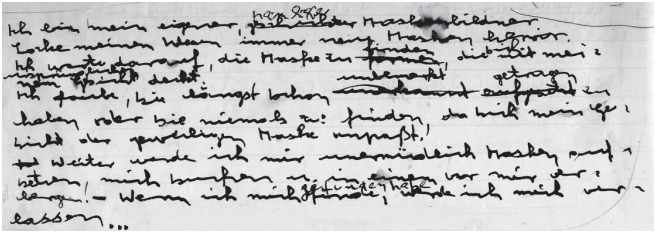
Der Aufmacher
Berührt – geführt. »Im Namen des Volkes« 115
Konrad-Adenauer-Preis 124
Raubfische 132

Vampirismus 139

Ganz unten
Die Verwandlung 151
Im letzten Dreck oder »vogelfrei, ich bin dabei.« 153
Der Test 174
Die Baustelle 187

Bei Anruf Abzocke
Unter Callagenten 196
Kleine Brötchen für Lidl
Vom schlechten Arbeiten für schlechtes Essen 210
Unter null
Die Würde der Straße 225
Des Anderen Last
Als Paketfahrer bei GLS 234
Schwarz auf weiß
Fremd unter Deutschen 245

Zu dieser Ausgabe 257
Textnachweise 258
Volker Weidermann: »Die selbst erlebte Wirklichkeit war sein einziges Material« 261
Cem Özdemir: Laudatio auf Günter Wallraff 264



Ich bin mein eigener heimlicher Maskenbildner.
Locke meinem Wesen immer neue Masken hervor.
Ich warte darauf, die Maske zu finden, die sich mit
meinem ursprünglichen Gesicht deckt.
Ich glaube, sie längst schon unbemerkt getragen zu haben
oder sie niemals zu finden, da sich mein Gesicht der jeweiligen
Maske anpaßt.
Weiter werde ich mir unermüdlich Masken aufsetzen, mich
suchen und in einem vor mir verbergen. – Wenn ich mich
gefunden habe, werde ich mich verlassen …

Tagebucheintrag 1960

Protokoll aus der Bundeswehr

1. Juli 1963 – Montag

Meine Dienstgradbezeichnung ist »Schütze«, ich trage Uniform. Aber ich habe das Gewehr nicht genommen. Ich bin Kriegsdienstverweigerer.

»Wallraff hat sich trotzdem zur Stelle gemeldet!«

»Stehen Sie erst einmal stramm, wenn Sie mit mir reden, und melden Sie sich gefälligst richtig! Das heißt: Schütze Wallraff meldet sich zur Stelle, verstanden!«

»Ja, schon, aber wieso Schütze? Ich nehme doch kein Gewehr in die Hand und werde niemals schießen, auch nicht so zum Spaß.«

»Sind Sie blöde? Ihre Dienstgradbezeichnung ist Schütze, und so haben Sie sich ein für alle Mal zu melden, sonst werde ich Sie melden, und Sie kommen wegen Befehlsverweigerung in den Bau!«

»Ach so. Ein Schütze, der nicht schießt … aber wenn Sie Wert darauf legen: Die Dienstgradbezeichnung Schütze Wallraff meldet sich zur Stelle!«

So fing es an. Ich hatte meinen Antrag nicht früh genug gestellt. Bei der Musterung war mein Entschluss noch nicht fest gewesen. So stellte ich meinen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung beim Kreiswehrersatzamt Köln zwei Monate vor der Einberufung und wies darauf hin, dass das Gewissen zu jeder Zeit wach werden könne und nicht an amtliche Fristen gebunden sei. Ich erhielt die Einberufung mit dem Zusatz: Wenn ich mich nicht zum anbefohlenen Zeitpunkt bei meiner Einheit einfände, gälte ich als fahnenflüchtig und würde strafrechtlich verfolgt. Mein Antrag würde an den zuständigen Prüfungsausschuss für Kriegsdienstverweigerer weitergeleitet.

Am nächsten Tag erscheine ich nicht zur Gewehrausteilung. Später bekomme ich von meinem Gruppenführer einen Stock mit Tragekordel. Ich schmücke ihn jeden Tag mit einer frischen Feldblume und stelle ihn jeden Abend in den Gewehrständer neben die blitzenden Flinten meiner Stubengefährten. Damit sie sich neben mir nicht zu schämen brauchen, pflanze ich ihren Gewehrmündungen ebenfalls Blumen auf. – Man verbot mir den Blumenzauber. Meinen mit Feldblumen geschmückten Stecken durfte ich auch nicht mehr öffentlich tragen, weil er großes Aufsehen erregte und schon in anderen Standorten der Umgebung bekannt geworden war. So stehe ich mit leeren Händen daneben, wenn die anderen schießen. […]

26. Juli 1963 – Donnerstag – 9.30 bis 10.30 Uhr

Kompaniebelehrung! Große Aufklärung! Gehalten von Hauptmann Staller. Heutiges Thema: ABC-Kriegsführung. Schutzmaßnahmen des einzelnen Soldaten dagegen. – Wir kommen von einer harten Geländeausbildung zurück und sind müde. Die meisten schalten ab, kämpfen gegen den Schlaf an. Augenlider klappen herunter. Wer beim Schlafen erwischt wird, muss aufstehen, schläft vor Müdigkeit fast im Stehen weiter.

Als Soldat lernt man, überall und in der unbequemsten Stellung zu schlafen. Der Dienstplan ist so angesetzt, der Schlaf so knapp bemessen, dass sich das Bewusstsein ständig im halbwachen Zustand befindet. Die natürlichen geistigen Widerstandskräfte sind stark herabgesetzt. Der Soldat schluckt so alles leichter, er schluckt alles, was ihm vorgesetzt wird. »Der Soldat braucht nicht zu denken. Das besorgen wir für ihn. Nachdenken ist gefährlich und führt zu nichts«, hat Fahnenjunker Landmann treffend formuliert.

»Warum sind in Hiroshima so viele Menschen umgekommen? – Die Bombe war völlig neu, unbekannt die Wirkung. –

Noch keine Schutzmaßnahmen vorhanden. Panikstimmung aufgekommen. – Vor allen Dingen Ruhe bewahren! – In Japan sind die Häuserwände bekanntlich aus Papier, Stroh und Pappe. Schon ein ganz kleiner Mauervorsprung gewährt Schutz! Nicht Bange machen lassen! Die verantwortungslosen Wissenschaftler. Warnen vor der Bombe. Spielen mit der Angst des Menschen! – Die Militärs sind sich da einig: Jede neue Waffe hat auch wirkungsvolle Schutzmaßnahmen nach sich gezogen. – Jeder hat eine Chance zu überleben! Vor allem der geschulte besonnene Soldat. Da haben wir den Zivilisten viel voraus. Ich sage immer: ›Ein gut ausgebildeter Soldat ist eine halbe Lebensversicherung!‹ (Hauptmann Staller war im Zivilberuf in der Versicherungsbranche tätig.)

Wollen der Sache nüchtern ins Auge blicken und rein wissenschaftlich zu Leibe rücken. Aufräumen mit den verbreiteten Schauermärchen von den angeblich verheerenden Wirkungen von Mega-Wasserstoffbomben. Großstädte könnten mit einem Schlag ausradiert werden. Glatter Unsinn. Typische Angstpsychosen!

Wie verhält sich nun der Soldat, wenn eine Atomexplosion stattgefunden hat? Sie werden vielleicht lachen, lachen Sie jetzt ruhig darüber, wenn ich Ihnen sage, schon eine vorgehaltene Zeitung schützt. Von einem Erdloch ganz zu schweigen. Sie wissen ja gar nicht, wie gut Erde isoliert! (Er rechnet es uns anhand der ›Halbwertzeit‹ vor.) Vor allem: flach hinschmeißen! Kopf in die Erde stecken! Ruhe bewahren und liegen bleiben, bis der Druck nachlässt. Langsam zählen, so die Entfernung vom Explosionsnullpunkt zur eigenen Lage feststellen. Das geht alles sehr schnell vorüber.

Nun zur Strahlungsgefährdung. Wenn Sie sich nicht in unmittelbarer Nähe des Explosionsherdes befinden, haben Sie alle Aussichten zu überleben. Der Mensch verträgt schon enorm hohe Dosen, ohne bleibende Schäden zu erlangen.

Nichts Neues für uns. Wir sind alle schon geröntgt worden. Und die Leuchtziffern auf Ihren Armbanduhren speichern mit den Jahren eine beträchtliche Anzahl von Röntgeneinheiten in Ihrem Körper auf. Und Sie sind noch nicht daran gestorben, wie ich sehe!«

27. Juli 1963 – Freitag – 8 Uhr – Allendorf

Wir üben »Durchsagen von Parolen«. Hocken nebeneinander im Schützengraben. Vorne gibt der Zugführer, Stabsunteroffizier (Stuffz.) Flach, die Parole aus. Einer flüstert sie dem anderen weiter. Der Letzte muss sie auf Papier notieren und wieder nach vorn zum Stuffz. bringen.

Der Stuffz. überreicht sie dem Hauptmann. Der liest sie laut vor, sie muss mit der ausgegebenen genau übereinstimmen. Einzelne Zahlen werden schon mal falsch weitergegeben, und der Hauptmann regt sich jedes Mal darüber auf. Er sagt, im Ernstfall könne das fahrlässige Tötung bedeuten, da könne das Leben einer ganzen Kompanie von abhängen.

Eine neue Parole wird mir von meinem Nebenmann zugeflüstert: »Sieben feindliche Panzer, drei Kilometer aus SSO mit 25 km/h auf eigene Stellung zubewegend. Fertigmachen zum Sturmangriff.«

Ich gebe weiter: »ABC-Alarm. Abwurf der A-Bombe hundert Meter östlich. Atomblitz von links! Kopf in den Sand! Zeitung drauf!«

Einer gibt dem anderen mit der größten Selbstverständlichkeit die neue Parole durch. Der Letzte notiert sie und eilt damit zum Stuffz.; dieser überreicht sie dem Hauptmann. Der will zum Vorlesen ansetzen, wird ganz blass, als er die Falschmeldung liest. Er blickt mich strafend an. Aber er schweigt und geht der Sache nicht nach, um sich nicht der Lächerlichkeit auszusetzen. […]

November 1963 – Köln – Koblenz

Ich habe Wochenendurlaub und bin mit Freunden zu Besuch in einem fremden Haus. Es ist spät geworden, und ich habe zu viel getrunken. Um den letzten Bus noch zu bekommen, muss ich mich beeilen. Es ist dunkel draußen. Ich renne los und stürze die Garageneinfahrt hinunter. Man holt einen Arzt. Im nächsten Krankenhaus wird eine Gehirnerschütterung festgestellt und meine aufgeplatzte Schläfe genäht.

Nach vier Tagen entlässt man mich nach Hause »zu weiterer Bettruhe«. Dort behandelt mich der zuständige Standortarzt Dr. Spillerborg.

Ein paar Wochen vergehen. Oberstabsarzt Spillerborg holt mich eines Morgens mit dem Militärauto ab, um in seiner Praxis die Fäden aus meiner Schläfenwunde zu ziehen. Während der Fahrt kommt er auf meine Kriegsdienstverweigerung zu sprechen. Er meint, dass ich Zeuge Jehovas sein oder sonst einer Sekte angehören müsse. Als ich beides verneine, kommt er mit der üblichen Militärschablone: »Sagen Sie nur, Sie würden Ihre Mutter oder Braut nicht mit dem Gewehr verteidigen, wenn ein Russe sie vergewaltigen will?«

Ich sage: »Ein moderner Krieg wird nicht angezettelt, um Frauen zu vergewaltigen. Wenn es im Krieg so weit gekommen ist, sind die ›Beschützer‹ nicht in der Lage, ihre Familie zu verteidigen. Sie kämpfen an der Front – und mein persönliches Notwehrrecht steht mir in jedem Fall zu.«

Der Oberstabsarzt stoppt mich mit der Bemerkung (der Fahrer, ein Wehrpflichtiger, ist schon hellhörig geworden): »Das sprengt den Rahmen unseres heutigen Gesprächs. Das Thema gilt hiermit als beendet« und schweigt sich für den Rest der Fahrt aus.

Nachdem die Fäden gezogen sind, lässt er mich noch längere Zeit im Warteraum sitzen. Ich erwarte, dass er mir die Papiere

für die Rückfahrt nach Koblenz fertig macht. Ich habe über keine Beschwerden mehr geklagt. Er hat selbst gesagt, dass er die Gehirnerschütterung »als geheilt betrachtet«. Nun kommt er mit einem Überweisungsschein an den Psychiater. Ich gehe in die Praxis des Bundeswehr-Vertragspsychiaters Dr. Trompel. Ich komme bald an die Reihe. Dr. Trompel bittet mich persönlich herein. Ich muss mich ausziehen, er kommt mit dem Hämmerchen und prüft die Reflexe. Anschließend will er sich mit mir »noch etwas unterhalten«.

Er kommt auf den Unfall zu sprechen. Ich muss ihn genau schildern. Er macht sich Notizen und fertigt eine Skizze an. Er stellt mehrere Fangfragen. Er spricht von »mysteriösen Umständen des Unfalls«. Dabei war es ein harmlos alltäglicher Sturz. Er fragt, ob in der Familie schon mal Geisteskrankheiten vorgekommen seien. Ob ich selbst schon von einer befallen worden sei. Ich verneine. Darauf blickt er mich nochmals durchdringend an und sagt: »Ja, der Dr. Trompel ist dafür bekannt, dass er immer was findet.«

Er unterhält sich mit mir über Literatur. Notiert sich einige meiner Lieblingsdichter, z. B. Jakob van Hoddis, Bert Traven und Georg Büchners *Woyzeck* und *Der Hessische Landbote*. Will wissen, was ich an pazifistischer Literatur lese. Ich nenne vor allem *Draußen vor der Tür* von Wolfgang Borchert und zitiere sein Manifest *Dann gibt es nur eins! Sag nein!* Ich kann es fast auswendig. Dieses Gespräch dauert eine halbe Stunde. Dann schreibt er sein Gutachten. Nach ein paar Wochen werde ich nach Koblenz zurückgeschickt. Der Truppenarzt in Koblenz liest den Befund sehr eingehend, zündet sich umständlich eine Zigarette an, lässt mich vor sich stehen, während er sitzt und liest. Er schickt mich zur neurologisch-psychiatrischen Abteilung des Bundeswehrlazaretts. Aus dem ärztlichen Gutachten:

»Zur psychiatrischen Situation erfuhr ich, Patient sei Einzelkind. Patient bemühe sich, als Wehrdienstverweigerer anerkannt zu werden. Dies sei ihm beim ersten Mal nicht gelungen.
Der Patient fällt hier durch sein Äußeres auf. Er lässt sich gerade einen Backenbart wachsen und trägt eine getönte Brille. […]
Körperlich handelt es sich um einen femininen Typ mit etwas verbreiteten Hüften und weiblicher Schambehaarung. Sonst macht bei der Untersuchung, hier neuro-psychiatrisch gesehen, der Patient einen ungeleiteten, vaterlosen Eindruck.
Ich würde es nicht als gegen die guten Sitten verstoßend erachten, einstweilige Suspension vom weiteren Dienst von der Auflage abhängig zu machen, Veröffentlichungen gegen die Bundeswehr zu unterlassen. […]«

Ich werde mit dem Sanitätswagen ins Bundeswehrlazarett gefahren. Ein Sanitäter trägt meine Sachen und bringt mich zur Anmeldung. Man weist mir ein Zimmer in der geschlossenen psychiatrischen Abteilung zu. Die Kranken sehen ganz normal aus. Ich mustere sie verstohlen, um herauszubekommen, warum sie hier sind. Sie mich auch. Die meisten liegen »zur Beobachtung« hier. Sie beobachten sich gegenseitig am schärfsten. Jeder pocht drauf, dass er zu Unrecht hier sei, und legt den andern die normalsten Reaktionen als »typisch neuro« aus.

Nach und nach wird mir klar, wo ich gelandet bin. Ich komme mir vor wie der typische Irre, der sich als einzig Normaler unter lauter Irren vorkommt. Es ist fast unmöglich, in einer psychiatrischen Abteilung »auf Beobachtung« annähernd normal zu erscheinen.

Wir haben einen Obergefreiten, der fast vier Jahre bei der Bundeswehr ist und alles mögliche Getier imitiert, sich dann auch so fühlt. Er bellt, miaut, blökt oder quakt oft, wenn man

sich mit ihm unterhält. Er sagt, dass er sich das erst bei der Bundeswehr angewöhnt habe. Andere Fälle auf der Station: Ein Feldwebel trägt ständig sein Kopfkissen wie einen Säugling mit sich herum. Ein Patient fällt nach jeder Mahlzeit in geistige Umnachtung. Ein Neueingelieferter rennt schreiend durch die Gänge: »Ich will endlich meine deutsche Uniform haben!« Er kriegt sie nicht. Man transportiert ihn kurz darauf in eine geschlossene zivile Anstalt ab. Einer hat seinem Spieß mit einem ausgerissenen Stuhlbein eins übergezogen und ihm seinen Stahlhelm hintendrein ins Kreuz geschmissen. Sein Spieß wird am selben Tag eingeliefert, zwei Stockwerke tiefer. Ein verstörter ehemaliger Unteroffizier rennt durch alle Räume. »Muss ich mich erst wieder an die Anscheißerei gewöhnen, sonst habe ich die Anschisse erteilt!« Einer läuft mit Zuckungen im Gesicht herum. Beim Zielen ist ihm ein Nerv gerissen. »Der große Meister«, so will ein anderer genannt sein, proklamiert, stark schwäbelnd, theatralisch laut seine Verse: »Ich lag unschuldig in der Bundesgruft (er hatte drei Wochen im Bau gesessen). Einsam und verlassen in feuchter Luft. Und die deutsche Uniform, sie klebte an mir vom eigenen Blut und nicht vom Bier.«

Er schüttet über jeden, der sich mit ihm einlässt, seinen Hass gegen die Bundeswehr aus. Er sei wegen Befehlsverweigerung unschuldig zu drei Wochen Gefängnis verurteilt worden, die er im Bau habe absitzen müssen. An die Gerichte, bis zum Bundesgerichtshof, schickt er jetzt seine Protestschreiben. Er beschimpft die Richter: »Ihr Abschaum der Menschheit« oder »Ihr Schmarotzer der menschlichen Zivilisation!«

Einmal werde ich zum Stationsarzt gerufen. Er will die Anamnese (die Vorgeschichte meiner »Krankheit«) aufnehmen. Ich frage, warum ich überhaupt hier bin. Er meint: »Wir müssen Sie beobachten, ob Sie noch zu gebrauchen sind!« – Dann kommt er auf meine Kriegsdienstverweigerung zu sprechen. Ob es wahr sei, dass ich bisher kein Gewehr angerührt habe. Er erklärt mir,

als Kriegsdienstverweigerer weiche man doch sehr stark von der Norm ab. Ich antworte, dass es mir inzwischen selbst aufgefallen sei. Er will wissen, wann mein Artikel erscheint. Ich soll ihm Auszüge daraus zeigen. Ich sage, dass ich nicht wisse, wann der Artikel erscheint, und kein Material hier hätte.

In den nächsten Wochen fragt er wiederholt nach meinen Artikeln. Es interessierte ihn »rein als Arzt«. – Ich zeige ihm einige Stellen aus meinem »Bundeswehrtagebuch«. Die Zeitschrift *Twen* beabsichtigt, es nach meiner Entlassung in zwei Folgen zu veröffentlichen. Er schlägt mir einen Deal vor, den er mit dem Standort-Kommandanten abgesprochen hätte: »Sie unterschreiben, dass Sie sich verpflichten, Veröffentlichungen gegen die Bundeswehr zu unterlassen, und Sie kommen sofort frei. Sie müssen dann auch Ihren Ersatzdienst nicht mehr ableisten.«

Ich entgegne: »Tut mir leid, dafür habe ich hier zu viel erlebt. Das ist ganz sicher von öffentlichem Interesse.«

Am nächsten Tag lässt er mich rufen, macht mir klar, dass er mich für dienstuntauglich hält. »Sie stehen halt doch zu weit außerhalb der Norm.« – Am folgenden Tag stellt er mich dem Oberfeldarzt (Oberstleutnant-Rang), dem Chefarzt des Lazaretts vor. Dieser fragt zum Schluss sehr ernst und eindringlich: »Gesetzt den Fall, wir entlassen Sie dienstunfähig, wollen Sie dann noch Ihre Kriegsdienstverweigerung fortsetzen? Damit könnte die Sache doch für Sie erledigt sein!«

Ich antworte, dass es mir darauf ankommt, anerkannt zu werden.

Wie auf ein Stichwort erheben sich die beiden Ärzte, erklären, dass ich »dienstuntauglich« sei und am gleichen Tage noch meine Sachen packen könne.

Ich erfahre, dass im Entlassungsbericht die Diagnose auf »abnorme Persönlichkeit« gestellt ist: »Tauglichkeitsgrad VI, verwendungsunfähig auf Dauer (für Frieden und Krieg).«

»Sinter zwo« – im Stahlwerk

Um sechs Uhr früh heulen die Sirenen. Die lange Nacht ist überstanden. H., der vor Übermüdung zittert, wäscht sich erst gar nicht, sondern steigt auf sein altes Rad und stakst, in der Kolonne der anderen Räder, nach Haus. Werksomnibusse öffnen sich und nehmen ausgelaugte Gestalten auf. Jüngere darunter, mit grauen Schläfen schon und fahlen Gesichtern. Ausgekotzt von der Nacht. Die neue Schicht rückt heran. Die gleichen Gestalten, jetzt schon müde, bereits jetzt erschöpft, drei Stunden vorzeitig aus den Betten gerissen, mit schlafwandlerischen Bewegungen. Die Blicke der An- und Abrückenden treffen sich nicht.

Die Stadt erwacht. Kolonnen von Autos durchqueren die Rauchstadt. Ein wirres Knäuel von Scheinwerferschlangen, die sich vor einem der fünfzig Tore der Fabrikstadt wieder entwirren. Proviantwagen schaffen alles heran, was zum Leben gebraucht wird. Brotwagen, Fleischerwagen, Milchwagen, Kohlenwagen, Wagen, die, die großen Warenhäuser mit dem lebensnotwendigen Kleinkram anfüllen. Dann Müllwagen wie Leichenwagen, die Platz schaffen für neue Konsumgüter und neue Arbeiter.

Im Ledigenheim habe ich Quartier bezogen. Dort schlafe ich mir die Müdigkeit aus den Knochen wie einen schweren Rausch. Ein schmaler Raum. Zwei Schritte von der Tür zu meinem Bett. Das Bett aus Stahlrohr. Auch der Schrank aus Stahl, mit einem Vorhängeschloss daran. Ein viereckiger Tisch und drei Stühle. Ein Bild an der Wand. Das Bett habe ich mir so eingerichtet, dass mein Kopf am Fenster liegt. Dadurch erspare ich mir den Anblick der Ziegelsteinfassade der Fabrikhalle. An der Wand mir gegenüber hängt das Bild ohne Rahmen. Eine Stiftung der Hütte. Eine automatische Walzstraße. Bunt.

Zwei weitere Betten stehen noch im Raum. Wenn ich von der Nachtschicht komme, ist eins davon belegt. Von dem Arbeiter, der Spätschicht hat. Ein Bett steht leer. Der dazugehörende Arbeiter hat Frühschicht. Der schlafende Arbeiter wird kurz wach, wenn ich eintrete. Er dreht sich auf die andere Seite und schläft weiter. Ich ziehe einen Stuhl an mein Bett heran, ziehe mich aus und lege meine Sachen über den Stuhl. Ich lege mich ins Bett, drehe mich zur Wand und schlafe sofort ein. Eine Stunde später wird der Stuhl aus dem Raum gerückt, und eine elektrische Säuberungsmaschine wird durch den Raum gefahren. Zwei Putzfrauen rücken den Tisch einmal in die eine Seite des Raums und einige Minuten später in die andere. Sie bemühen sich, keine lauten Geräusche zu machen, und sprechen nur leise miteinander.

Ich werde kurz wach davon und nehme den Reinigungsvorgang im Halbschlaf wahr. Das zweite Mal werde ich wach, wenn der Arbeiter, der Spätschicht hat, aufsteht. Er lässt einen elektrischen Rasierapparat surren und nimmt nicht so viel Rücksicht wie die Putzfrauen. Er knallt das Fenster auf oder zu, je nachdem wie das Wetter ist und wie der Wind sich gedreht hat. Bei Ostwind ist der Raum voll Qualm.

Das dritte Mal werde ich wach, wenn Post unter der Tür durchgeschoben wird. Nicht immer werde ich davon wach. Wenn der Hausmeister die Tür aufmacht, um ein dickeres Kuvert oder ein Päckchen ins Zimmer zu legen, fahre ich aus dem Schlaf hoch.

Kurz nach zwei Uhr mittags kommt der Arbeiter ins Zimmer, dessen Bett leer war, als ich kam. Oft legt er sich ins Bett, oder er setzt sich an den Tisch, isst etwas und hört Radio dabei. Auch er weckt mich für kurze Zeit.

Vor vier Uhr nachmittags stehe ich selten auf. Dann gehe ich in den Waschraum. Dort stehen noch andere Arbeiter, die auch Nachtschicht haben.

Danach gehe ich in die Kantine, frage, ob Brötchen vom Morgen übrig geblieben sind, wenn nicht, kaufe ich geschnittenes Brot. Als Belag nehme ich Rahmkäse, immer dieselbe Sorte, weil keine andere geführt wird, die Leberwurst mit den dicken Speckstücken mag ich nicht. Ein oder zwei Flaschen Bier kaufe ich mir noch dazu und manchmal eine Flasche Trauben- oder Johannisbeersaft. Die trinke ich dann auf einmal, weil ich glaube, dass es gesund ist. Dann gehe ich wieder ins Zimmer hoch, esse und trinke das Bier aus der Flasche. Dazu höre ich Radio.

Oft macht das Bier mich müde. Ich lege mich dann aufs Bett und versuche zu lesen. Die werkseigene Zeitung *Unsere Hütte* oder eine andere Lektüre. Dabei schlafe ich manchmal ein.

Spätestens um neun Uhr abends muss ich wieder wach sein. Ich schmiere mir ein paar Brote zum Mitnehmen. Wenn ich zu spät wach geworden bin, wickele ich die Brotschnitten trocken ein oder lasse es. Um zehn Uhr abends muss ich auf der Nachtschicht sein.

Wie viele wir auf der Schicht sind, weiß keiner.

»Das wechselt hier oft«, sagt einer, den meine Frage überrascht.

»Mehr als ein Dutzend werden es kaum sein, ich persönlich kenne den Meister Z., den H., den P. und das Holzbein – der hat in Wirklichkeit kein Holzbein, der geht nur so, war früher im Pütt*, hat unterm Bruch gelegen mit dem Bein, darum geht er so, und darum hat er seinen Spitznamen weg. Ja, dann kenne ich noch zwei andere, das heißt, sie selbst kenne ich nicht, aber ihre Stimmen, die kenne ich, von der Sprechanlage her. Ich glaube, der eine heißt S., und der andere brüllt immer so, dass ich ihn meist beim zweiten Mal erst verstehe. Ja, das ist komisch, richtige Kumpels wie früher haste hier nicht. Das liegt an der verfluchten Anlage. Wenn du da alle Gänge durchgehen willst,

* *Pütt:* unter Tage im Bergwerk

brauchst du fast ’nen Tag. Ich hab mich mal richtig verlaufen; wenn es stark staubt, siehst du die Markierungen nicht mehr; ich habe schließlich eine Sprechanlage gefunden, und von dort hat man mir über den Zentralsteuerstand den Weg gewiesen. Da habe ich erst gemerkt, wie winzig wir doch neben der verdammten Anlage sind. Und das schönste ist: Die Anlage kommt bald ohne uns aus! Der Meister hat mal gesagt, sie könnten bereits jetzt mit der halben Mannschaft zurechtkommen, und wenn die Anlage erst richtig klappte, könnten wir alle gehen.

Als ich den Betriebsingenieur wegen einer Staubzulage anging, hat er geantwortet, die Anlage wäre als garantiert staubfrei errichtet worden, und als ich das nicht kapierte – der Staub ist ja oft so dicht, dass du die Hand vor den Augen nicht sehen kannst – und nur den Kopf schüttelte, hat er gesagt, das könne ich von meiner Warte aus nicht beurteilen, es wären im Übrigen auch Verbesserungen im Gange, aber da solle ich nur ja nicht drauf hoffen, denn dann würde ich ganz überflüssig. Ein Jahr, sieben Monate genau, soll meinetwegen noch alles so laufen, wie es läuft, dann hab ich’s geschafft, dann krieg ich meine Rente.«

Es gibt Gänge in Sinter zwo, die monatelang kein Arbeiter betritt. Der Staub liegt dort so hoch, dass man annehmen könnte, seit Bestehen der Anlage habe noch kein menschlicher Fuß diese Staubschichten in Bewegung gebracht. Die Geländer sind zentimeterhoch mit Staub bedeckt, und sogar auf der dünnen Reißleine hat sich ein winziger Staubsteg gebildet. In diesen schmalen Gängen sickert das Neonlicht schwärzlich. Wer gezwungen ist, durch diese Staubkanäle zu waten, hat bereits nach kurzer Zeit keine saubere Stelle mehr an seiner Arbeitskleidung. Wenn er sich die staubigen Hände am Drillichanzug oder am Arbeitshemd darunter abwischen will, werden seine Hände nur noch schmutziger.

Er atmet den Sinter ein, schwitzt und spuckt ihn aus, saugt mit jedem Atemzug neuen Sinter ein, pumpt sich die Lungen damit voll. Nach der Schicht spült kein Bier es weg. Der Kranführer an den Halden, der sechs Jahre in der alten Sinteranlage gearbeitet hat, wo es auch nicht schlimmer als bei uns staubt, ist bekannt für seine schwarze Spucke. Seit einem halben Jahr sitzt er in seinem Krankasten hoch über uns und gleitet über die Halden. Seine Spucke hat immer noch die graue Farbe des Sinters. Er erhielt seinen luftigen Posten zugeteilt, weil er sich ein Lungenleiden zugezogen hat. »Schwarzrotzer« wurde er von einigen genannt, aber dieser Spitzname will sich nicht so recht durchsetzen. Denn die Spucke der anderen Sinterarbeiter ist nach Feierabend genauso, aber sie haben die Hoffnung, dass es sich gibt, wenn sie erst mal für immer aus dem Dreck heraus sind.

In die Gänge, wo uns der Staub bis an die Knie reicht, schickt uns Meister Z. in Abständen hinein. Bei jedem Schritt rieselt der Staub von Wänden und Decke. Hier sind wir mit unseren Schubkarren und Schippen machtlos. Wir schieben den Staub mit Brettern vor uns her und lassen ihn von Etage zu Etage hinunterstürzen. Parterre schippen wir ihn dann in die Karren und fahren ihn in den Kübel. Bei jedem Staubsturz rennen wir die Stahltreppe hinauf zur obersten Etage und klettern von dort durch den Notausstieg aufs Dach. Denn der aufgewirbelte Staub füllt die Halle so dicht, dass man puren Staub einzuatmen glaubt. Obwohl das Betreten des Dachs verboten ist, tun wir es doch. Anschließend gönnen wir uns eine Pause. Wir sitzen mit dem Rücken an den Kamin gelehnt; zuerst ist die Hitze angenehm, aber bald verbrennt man sich. Unter uns liegt die Rußstadt ausgebreitet. Die Fabrikhallen mit ihren kalten Lichtern. Und nachts der grelle Schein der Kohlenfeuer über dem Fabrikhallenmeer.

Von hier oben sieht alles geordnet aus, ein erhabener Anblick, von hier aus betrachtet ist der Arbeiter Herr über die gan-

ze Stadt, spielerisch und eins auf das andere eingerichtet sieht es von oben aus. Die Autos, Radfahrer, Fußgänger da unten auf den Zufahrtsstraßen zu den einzelnen Toren verkörpern trotz des Gewimmels eine beinah magische Ordnung, wie Mikroben unterm Mikroskop.

In den engen Gängen sieht das anders aus. Der Staub erdrückt uns, hüllt uns ein, lullt uns ein. – S. zum Beispiel, dieser schwarze Mehlwurm, rennt längst nicht mehr weg, wenn wir Staubexplosionen entfachen. Wenn alle sich aufs Dach flüchten, bleibt er zum Trotz. Er schluckt den Staub bis zum Zerbersten, er läuft nicht weg, er nicht. Voller Verachtung empfängt er uns, wenn sich die Staubschwaden verziehen und wir unser Luftschnappen auf dem Dach beendet haben. Er steht dann da, noch einen Schimmer schwärzer als wir im Gesicht, und lacht über uns, dass seine weißen Augen in dem schwarzen Gesicht blitzen.

»Ihr Feiglinge, ihr Affenschwänze, stiften gehen könnt ihr«, empfängt er uns. »Seht mich dagegen an, mir kann nichts mehr, ich bin gefeit.«

S. ist allen etwas unheimlich. Ich habe direkt Angst, wenn mich Meister Z. mit S. zusammen einteilt und uns in die Staubkanäle schickt. Dann macht es S. nämlich einen Mordsspaß, den Staub zu entfesseln. Ein paar Schritte hält er sich immer hinter mir, und dann plötzlich schlägt er mit der Schippe gegen die Wände, das Geländer und die Decke, dass der Staub uns einhüllt, jede Sicht nimmt und uns dem Ersticken nahebringt. Sein Gelächter hallt durch die Gänge, und ich möchte wissen, was er daran zum Lachen findet. Er ist ebenso der Dumme, er rotzt und röchelt anschließend genauso den Staub heraus, er ist »gesintert« bis in die letzte Pore hinein. […]

Als ich vier Monate in Sinter zwo arbeite, lese ich in der Zeitung, dass es ein verregneter Sommer ist. Das ist mir bisher

nicht aufgefallen. Auch dass Sommer ist, ist mir nicht aufgefallen. Der Rhythmus des Schichtwechsels läuft konträr zu jedem natürlichen Rhythmus. Tag, Nacht, Sommer, Winter sind nur noch Erinnerungen an eine vergangene Zeit. Einschlafen und Aufwachen zu immer wechselnden Zeiten, das ist unser Rhythmus. Ich weiß manchmal nicht, was der wirkliche Schlaf und das wirkliche Leben ist. Die Zeit in der Fabrik erscheint mir manchmal wie der Schlaf und die Zeit außerhalb der Fabrik wie der Traum davon.

Seit kurzem verändert sich manches in der Anlage. Die Roste auf dem Band, die bisher von einem Arbeiter mit einer Stange freigestoßen wurden, werden jetzt von einer Klopfmaschine gereinigt. Dem Arbeiter wurde gekündigt. Auch der Mann von der Mischtrommel bangt um seinen Posten. Er wird jetzt öfter zum Fegen herangezogen und die Mischtrommel von der Sinterwarte aus reguliert.

H. sagt doch neulich: »Ich weiche hier nicht. Jede Handbreit auf meinem Dach werd ich verteidigen. Oder die sollen mir eine neue Stelle besorgen. Hier, genau unter uns, laufen noch Stollen der Hüttenzeche. Ich bin froh, dass ich da raus bin. Und jetzt soll ich diese Arbeit verlieren.«

Der Betriebschef lässt uns zu sich rufen, spricht von »neuer technischer Revolution« und vom »letzten Schritt der Automatisierung« und dass wir uns »so langsam nach einer neuen Stelle umsehen sollen«. »Die Anlage wird im nächsten Vierteljahr mit der halben Mannschaft auskommen. Bereits jetzt halten wir euch mehr aus Luxus hier.«

Diese Worte des Betriebschefs bringen einige Unruhe unter die Arbeiter.

»Man kann nichts machen«, sagt der Mann von der Mischtrommel. »Wir werden alle noch Frührentner wider Willen«, sagt ein anderer.

Abends treffen wir uns ausnahmsweise in einer Kneipe, um

zu überlegen, ob sich etwas tun lässt. Nach den ersten Bieren haben wir vergessen, warum wir zusammengekommen sind. Wir sprechen weder über die Arbeit noch über die Anlage. Wir reden kaum etwas. Wir trinken und rauchen und blicken zu den anderen Tischen. Dort sitzen Arbeiter und warten auf ihre Schicht. Sie rauchen und blicken hinaus. Sie sind genauso gekleidet wie wir. Sauber und nicht zerlumpt. Einer trägt sogar einen Hut auf dem Kopf.